

Sylvie
Schenk

ROMAN | HANSER

Eine
gewöhnliche
Familie



Wohnung immer schon ein Auffangbecken für Neffen und Nichten in Schwierigkeiten gewesen war. Dort konnte man sich erholen, von seinen Sorgen erzählen und seine Konflikte darstellen, ohne Gefahr zu laufen, dass einem widersprochen wurde. Onkel Simon und Tante Tamara waren jenseits jeder Moral. Philippe sagte oft, Onkel und Tante seien ihm wichtiger als die Eltern, was Céline ärgerte, weil ihre Eltern so viel schwächer, kleinbürgerlicher, nicht so intelligent wie Tante Tamara und längst nicht so betucht wie Onkel Simon waren. Céline stand und steht immer aufseiten der Schwachen, sogar wenn es ihre Eltern sind.

Philippe ist also tieftraurig, eine Traurigkeit mit dunklen Rändern, eine vom Gedanken an das Testament umrandete Traurigkeit, er hat eine Schwäche für Luxus, Philippe, frisches Geld würde auch seiner Frau gut gefallen. Wie es allen gefallen würde, die da sind. Allen, auch Céline, oder nicht? Simon und Tamara, sterben und erben, nur zwei Buchstaben sind diese Wörter voneinander entfernt.

Er betrachtet weiterhin das enigmatische Lächeln seiner Patentante, und Céline schaut zu ihm, zu

Philippe, dem kleinen Bruder.

Philippe lebt. Es ist schwierig, ihn anders zu beschreiben. Er lebt, jede Parzelle seines Wesens ist in Bewegung. Er ist wie das Quecksilber, mit dem ihr Vater früher die Karieszähne seiner Patienten füllte, das flüssige Metall, mit dem sie manchmal spielen durften, zu einer Zeit, als man nicht wusste, wie gesundheitsschädlich das Zeug war. Der Vater gab ihnen ein Kügelchen, sie warfen es auf den Boden und beobachteten, wie das flüssige Metall sich teilte und als kleine Linsen auf dem Parkett abrollte, sie sahen die Minibällchen durch die Rillen des Parketts fließen. Auch Philippe leistet keinen Widerstand, teilt sich, sooft er muss, sammelt sich selbst wieder, rollt sich zusammen, wird wieder ganz. Und weil Bosheit das Leben wurmt, lästert er nur das Nötigste, und dies auf drollige Art, nur um bei einem Essen in Stimmung zu kommen, weil es eben auch einfach lustig sein kann, ein bisschen Schlechtes über Abwesende zu reden. Selbst wenn seine energische zweite Frau ihn in die Schranken weist, widerspricht er ihr nie, er schlägt auch seine Stiefkinder nicht, die es täglich darauf anlegen, ihn zur Schnecke zu machen, nein, er krault sich den Ärger einfach im Swimmingpool weg, trinkt erlesene Weine aus der Bourgogne, er ist ein lebender Carpe-diem-Anhänger, der kleine Bruder. Keiner, der sich kasteit wie seine drei Schwestern, die sich gern einen Wettbewerb um die größte Unglücksmedaille liefern. Er meidet den Blick auf die grausame Wahrheit, er weiß auch, dass das Leben sich meistens in anödenden Grautönen abspielt und nur in Schicksalsschlägen kolossal werden kann. Er also setzt auf den Rausch der Geselligkeit, des Liebemachens, des Geldes und des Gesangs. Wer keine bösen Samen säe, solle Spaß im Leben ernten. Die großen Fragen, die Philosophen seit Tausenden von Jahren gestellt haben, ohne die Tragik des Lebens zu lindern, ohne den Menschen gebessert zu haben, sind ihm piepegal, Tiefsinn gleicht Trübsinn, und Philippe ist absolut dafür, dass man dem weinenden Kind ein Eis kauft, anstatt ihm zu erklären, dass auch Schmerz vergeht. Schmerz kommt wieder. Zahnschmerz, seelischer Schmerz. Alle Schmerzen. Nur als Kind hat er etwas mehr Widerstand geboten. Er hatte keinen Appetit, mochte Bananen, Nudeln und harte Wurst, sonst nichts. Sein Vater sperrte ihn zur Strafe in einen Wandschrank ein, was seinen Ekel vor der Nahrung

nicht linderte. Er gab nicht nach. Musste mit leerem Bauch in die Nachmittagsschule. Er selbst jedoch erträgt es nicht, jemand anderem wehzutun. Er heiratete seine erste Frau, weil er sich nicht traute, sein Wort zurückzunehmen, die Liebe war schon vor der Hochzeit immer mehr abgeflaut, er, der Vertreter für Dentalprodukte, hatte entdeckt, dass er sein Begehren nicht allein auf diese erste Frau fokussieren konnte und dass er in seiner Welt, die von schönen und sinnlichen Zahnärztinnen nur so wimmelte, reelle Chancen hatte, einigen auch näherzukommen. Nun traute er sich nicht, die Trauung abzusagen, denn seine Schwiegereltern hatten dem jungen Paar einen Kühlschrank geschenkt. Er mochte seine Schwiegereltern sehr, die für ihn immer ein Beispiel an Güte und Großzügigkeit waren. Man kann keine Schwiegereltern verlassen, die einem einen Kühlschrank schenken, einen deutschen Kühlschrank von Siemens. Also heiratete er die Frau, die ihn nicht mehr anzog, die er aber noch genug mochte, um sie eine Zeit lang zu beglücken und mit ihr Kinder in die Welt zu setzen. Und Philippe hatte immer einen Traum: Singen. Seine schöne Bassstimme hätte es ihm erlaubt, seine Gesangsträume zu verwirklichen, aber er musste seinen Lebensunterhalt verdienen, und wer kümmerte sich in der Familie schon um seine Ambitionen? Dabei hat er seine Stimme vom Vater geerbt, der sich aber selbst nur selten zu einer Melodie verführen ließ, zu einem Satz nur, einem schönen Bogen, den er unter dem Vorwand unterbrach, dass er den Text vergessen habe. Philippe sang immer nur in Chören, wo sein Bass beim Requiem von Mozart auch heute noch erklingt. Wenn er singe, sagt er, wenn das Requiem in ihm und um ihn erklinge, zerstreuten sich alle schlechten Gedanken, erlösche die Bosheit der Welt. Flöten, singen, bei offenem Fenster Auto fahren oder die Skipiste hinuntersausen. Jeder sollte, sagt er, etwas in seinem Leben finden, das ihm erlaubt, das Böse wegzupusten. Das Böse in ihm, in den anderen. Der Gesang eines Chors, sagt er, gleicht einem Lagerfeuer im dunklen Wald. Er wärmt, er erleuchtet und er hält die Schakale fern.

Ja, denkt Céline, ja, man wollte schließlich keine Familie Trapp sein, aber vielleicht wäre ihre Familie harmonischer geworden, hätte man Philippes Talent wahrgenommen, hätte der Vater selbst mit seinen Kindern gesungen, hätte die Großmutter (die wir an anderer Stelle die »böse Großmutter« nennen) ihre Opernstimme ab und zu bei

Familienfeiern erklingen lassen, ja, wenn sich alle in einer Melodie eingefunden hätten. Eine tolle Kiste zu fahren oder ein alkoholisierte Abend mit Freunden tue ihm zwar auch gut, sagt Philippe, aber die Musik hinterlasse keinen Kater, nur eine sachte, melancholische Sehnsucht. Wonach, weiß er nicht. Wüsste man, worauf sich die Sehnsucht richtet, hätte unser Leben einen Sinn und eine Richtung. Damit wären wir bei den halbierten Kugelmenschen von Platon auf der Suche nach der verlorenen Hälfte.

Eine süßliche Musik, sagt Céline zu ihrem Bruder. Riecht nach Einbalsamierung. Der Onkel mochte nur Jazz. Die Musik seiner Jugend. Man swingt sich nicht ins Paradies, sagt ihr Bruder, der nicht aufhört, ein Lächeln der Tante herbeizufantasieren und zu betrachten.

Sie waren beide gleichzeitig ins Krankenhaus eingeliefert worden. Der Onkel verschleppte seit einiger Zeit eine böse Erkältung, die sich zu einer Lungenentzündung ausgewachsen hatte. Antonina vom Pflegedienst hatte die Erhöhung des Fiebers nicht bemerkt. Sie sagte später, dem Onkel sei schon immer zu warm gewesen, er habe fast nackt geschlafen, geschwitzt und sich den Körper wund gekratzt. Die Tante hingegen war einfach aus dem Sessel gefallen. Man vermutet, beim Versuch, ein Glas Limonade zu sich zu nehmen, das auf einem kleinen Tisch neben dem Sessel stand. Die Tante war korpulent, nahezu blind und kraftlos. Möglicherweise hatte sie noch versucht, sich auf ihren Rollator zu stützen, der wahrscheinlich wieder zu schräg vor ihr stand oder dessen Bremse nicht angezogen war. Sie stürzte auf den Tisch.

Der Tisch zerbrach nicht, das Glas zerbrach nicht, aber dafür die Hüfte von Tamara und später im Krankenhaus auch ihr Herz. Man nimmt an, dass die Tante stark gegen ihren Durst gekämpft haben muss, die zittrige Hand erfolglos zum Couchtisch hingestreckt, bevor sie sich vergeblich mühte aufzustehen und darüber immer kraftloser wurde. Wahrscheinlich hat es sie auch beunruhigt, dass ihr Mann nicht wie gewohnt auf der Couch saß, sonst nahm sie seine Silhouette wahr, hörte sein Gähnen oder Schnarchen. Es wird also vermutet, sie wollte unbedingt und irgendwie ins Schlafzimmer zu ihrem Mann gelangen, ein Weg voller Behinderungen, den sie sowieso nicht allein hätte bewältigen können. So verbrachte sie wohl ein oder zwei Stunden auf dem Boden liegend, zwischen Rollator und Couchtisch, vor ihr eine kleine Pfütze Limonade, das Glas war durch das ganze Wohnzimmer unter den Billardtisch gerollt. Die Tante muss höllische Schmerzen gehabt haben, konnte keinen Zentimeter kriechen, hatte keine Kraft zu rufen, und der Onkel, der im Schlafzimmer angeblich seine Siesta hielt, in Wahrheit aber dabei war, in eine Art Komazustand hinüberzugleiten, konnte ihr ersticktes Jammern nicht hören.

Seit Langem hatte die Tante eine fast unhörbare Stimme. Man musste